

Schweizerdeutsche Ausdrücke für Naturerscheinungen

Autor(en): **Ezabrowsky, Manfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **8 (1924)**

Heft 12: **Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins : Schweizernummer**

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419568>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aber das sind ja alles nur Wörter und Wendungen, und eine Sprache ist kein Wörterbuch und keine Phraseologie, sondern ein Strom von Sprachlauten, in deren Stimmbewegung sich unwillkürlich und sinnbildlich ihr tiefstes Wesen offenbart. Man müßte den Tonfall eines »Gh, gscheiß nüt Börsers!« ... »Hüet di Gott und zürn mer nüt!« oder eines »Dppis Dumms eso!« ... und »Ja wole, dir wett-i chliechle!« überlegen können, um die Seele der Mundart wiederzugeben. Allein hier hat alle Übersetzungskunst ein Ende.

Bern.

Otto v. Greherz.

Mundartliches bei Schweizer Schriftstellern.

In seiner Abhandlung »Über die geschichtliche Gestaltung des Verhältnisses zwischen Schriftsprache und Mundart« rühmt Ludwig Tobler die Kunst Gottfried Kellers, der die von Vitigius (Jeremias Gotthelf) bevorzugte Mischung verschmährt habe. Keller schreibt an Storm, daß man nur in der einen und allgemeinen Sprache schreiben sollte. Aber bezeichnet nicht gerade der Schleswig-Holsteiner alles seinem Lande Eigentümliche, besonders was mit dem Meere zusammenhängt, niederdeutsch? Dem »Schimmelreiter« schickt er ja selbst ein Wortverzeichnis voraus. Wie verhalten sich die neueren, z. T. noch lebenden Schweizer Schriftsteller zu ihrer Mundart? Vitigius geht von der Schriftsprache aus; diese ist aber in Wortschatz, Wortform, Satzbau und Stil durch und durch mundartlich gefärbt.¹⁾ Doch sei eine treffende Bemerkung des jüngst verstorbenen Prof. Dr. Ferdinand Vetter erwähnt, daß nämlich bei Vitigius die Hauptbegriffe in dem kräftigen Ausdruck der Volkssprache erscheinen. So hat die auf den ersten Blick willkürliche Sprachmischung doch einen tieferen Grund. Dasselbe ist teilweise bei den neueren Schweizer Schriftstellern der Fall.

Einer der sprachreinsten Dichter ist R. F. Meyer; aber auch er schiebt, gewiß mit vollem Bewußtsein, mundartliche Ausdrücke in seine Rede, z. B. das unpersönliche Zeitwort »es beelendet mich« für »es dauert mich«. Ähnlich braucht G. Keller vereinzelt schweizerische Wörter, z. B. äufnen für mehren, zutun für anschaffen.

Karl Spitteler, der sich auch im Umgange mit Schweizern der Schriftsprache bedient, — ein ganz vereinzelter Fall — verschmährt trotz seiner kunstvollen Ausdrucksweise doch keineswegs Anleihen aus der Mundart, auch nicht in dichterischen Werken von höchstem Stil wie im Olympischen Frühling, z. B. hatten (nügen), Waibel, ein Hämpplein (eine Hand voll). In den »Jodelnden Schildwachen«: »Drauf bog er um den Albisrants«. — »Seht ihr das Rathaus dort am Stutz?«.

Besonders zahlreich finden sich mundartliche Wendungen bei solchen Schriftstellern, die das Landleben, also das ursprüngliche Volkstum, schildern, wie Meinrad Lienert, Alfred Guggenberger, Ernst Marti, zum Teil auch Jakob Böhler, Spabelle Kaiser u. a., dann auch bei solchen, die mit Vorliebe schweizerdeutsch schreiben, wie Rudolf v. Tavel, Simon Gfeller. Aber auch Maria Waser, die in Zürich wohnende Bernerin, die meist städtische Verhältnisse schildert, bedient sich oft der Mundart mit vollem Bewußtsein und in künstlerischer Absicht; das selbe ist von dem aus dem Aargau stammenden Adolf Frey zu sagen. Mehr unwillkürlich sind mundartliche Eigenheiten bei dem Berner Albert Steffen und dem Basler Paul Siegfried.

1) Näheres in meiner Abhandlung über »Die Sprache Gotthelfs« in den Mitteilungen der »Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich« Heft II, 1897.

Dagegen ist die Sprache Ernst Zahns, J. C. Heers, S. Federers im allgemeinen rein.

Ohne auf die einzelnen Schweizer Mundarten einzutreten, können wir unterscheiden:

1. Mundartliche Wortbiegungen wie: Röstten (Guggenberger), wegen selben (Esther Odermatt).
2. Mundartliches Geschlecht, z. B. der Bauerngewerb (Guggenberger), das Tunnel (Ermatinger), am Nasenispig (Steffen)
3. Mundartliche Wortformen, z. B. Maitli (Lienert), Tubak (M. Waser), das Bratis = der Braten (v. Tavel).
4. Mundartliche Wendungen wie: Es hat noch immer Blumen drin gehabt = sind . . . gewesen (Lienert), einem wüßt sagen = einen schelten (Ad. Frey), Hadel und Habe verlieren (Böhler).
5. Mißverständliche Wörter, d. h. solche, die in der Mundart einen andern Sinn haben als in der Schriftsprache, wie lernen für lehren (Lienert), Lehren für lernen (Steffen), vergönnen für mißgönnen (Sf. Kaiser).
6. Mundartliche Wörter, die ohne Erklärung gebraucht werden: eineweg für democh (Guggenberger), Tollen für Klecks (M. Waser), störenweise für »periodisch« (v. Tavel).
7. Mundartwörter mit Erklärung: Bungert für Baumgarten, Hofreite für Hofraum (Böhler).

Von dem mundartlichen Reichtum an Schallnachahmungen und anschaulichen Ausdrücken, an Kraftwörtern und Verkleinerungen bieten auch unsere Schriftsteller eine große Auswahl.

Bern.

Heinrich Stickerberger.

Schweizerdeutsche Ausdrücke für Naturerscheinungen.

Naturerscheinungen empfindet das phantasievolle Volk mit Vorliebe menschlich oder dämonisch, gerade wie Dichter, und häufig stärker und wirklicher als diese. In abgelegenen ländlichen und gebirgigen Gegenden ist sogar der alte Mythos noch jetzt zu Hause, z. B. der Glaube an die wilde Jagd oder Wuotans Heer, Wüetis Heer, 's wüetig Heer, besonders als Vermenschlichung des Gewitters und des Sturmes. In Graubünden findet man besonders die verwandte Erscheinung des Lote(n)-Volkes oder Nacht-Volkes, ferner die Berg-Mannli, Wild-Mannli und Nebel-Männli. Auch die Windsbraut spielt noch da und dort eine Rolle: der Wirbelwind gilt als Wirkung einer Heze, die sich in seiner Mitte aufhält, der Winds-Brant oder Wind-Häg. Am Walensee läßt der Buscheler, Büscheler seinen Ruf busch, busch oder hüüsch, hüüsch hören, der Sturmwind, der als Vorbote eines Unwetters durch die Felsen, Wettertannen und Sennhütten fährt.

Auch in mehr oder weniger scherzhaften Namen und Wendungen mögen mythische Vorstellungen nachklingen. Auf jeden Fall sind es Zeugnisse für vermenschlichende, künstlerische Auffassung der Natur. Der Kapf-Hans ist im Entlebuch der Wettergeist des Berges Kapf; der Wätter-Hans im Zürichbiet die Kuppe des Speers als Verkünder des Wetters. Allenthalben kennt man die Wetterregel vom Hut oder Degen oder Kragen eines Berges. Das von Niginen herfürmende Hagelwetter nennen die Walliser den Nigi Bueh. Große Schneeflocken, wie sie besonders etwa im April fallen, sind manchenorts Wätel-Buebe(n) oder Wätler; das zerfetzte Aussehen wird dazu Anlaß gegeben haben. Blaue Flecken bei allgemein bewölktem Himmel heißen im Zürichbiet scherzweise

Schneider; offenbar vergleicht man sie mit Menschen von zweifelhaftem, unzuverlässigem Charakter. 's Wärner Maitli lüpfet de(n) Rock, es gi(b)d guet Wätter heißt eine Wettervorhersage; 's Wärner Maitli ist der westliche Himmel. Im Solothurnischen heißt es etwa: das Wätter bööset; g'sehsch dört obe(n), wie's böögget a(n) der Weißflueh obe(n); — es böögget bedeutet ja eigentlich »es vermunnt sich«; anderswo sagt man 's Wätter liebt si(ch), d. h. es will sich ändern, kämpft gleichsam mit sich selbst; und besonders stimmungsvoll: es loset, es horcht auf, wenn eine völlige Windstille einem Regen oder Gewitter vorangeht; man könnte die Stimmung einer solchen Stille nicht besser ausdrücken und verdichten; wie ausdrucksvoll ist doch es loset gegenüber der »völligen Windstille«. Wenn die Nebel sich in die Tiefe hinunterlassen, was ein Zeichen von Regen ist, hört man im Luzernischen: d' Nübel wei(n) i(n) See abe(n) ga(n) suuffe(n). Der Wind orgelet ei(n)s i(n) de(n) G'wättene(n), er orgelt, pfeift und brummt im Balkenwerk; 's ist en bööse(r) Ma(nu) duffe(n) sagt man zu Kindern, wenn ein kalter Wind weht. Der Bisswind schüllet sich der Chopf ii(n), wenn er zu heftig weht und vermutlich bald aufhört; er mag sich heiter g'lauffe(n), wenn der Wind seine eigenen Nebel aufzehrt und heller Witterung Platz macht. Der Wind erscheint auch als der alte oder älteste Mann, Bürger aus einer Gegend: der alt Daboofer (in Davos), der eltißt Batte(n)bürger (auf der Höhe von Beatenberg); der eltißt Landsma(nn) ist in Uri und andernorts der Föhn. Bei uns in Graubünden ist der Föhn besonders wichtig als der Schnee-Fräßer und Trunbe(n)-Chocher. Der Bränner heißt im Glarnerland der heisende, »brennende« Nordwind. Als Geiß-Mör-der sind manchenorts die März- und Aprilwinde verrufen. Der Holz-Huuser ist in Guttannen ein Wirbelwind, der in den Wäldern wie ein Holzfrevler haust; der läng Blaaser im Bernbiet die Wisse, die meistens mehrere Tage anhält. In Nidwalden heißt »der laufende Wind« (Homer) auch Blaasi. Der Flootschi ist in Zug der Südostwind, der gewöhnlich Regen bringt, eigentlich einer, der flootschet, d. h. durch Wasser und Not wadet; der Zündi, also »Zünder«, der Blitz, der bei Homer der »flammende« oder »blendende« heißt.

Auch das Gelände zeigt etwa Leben, das sich als Tätigkeit fühlen und unter phantasievollen Leuten in den Namen hineinzaubern läßt, wie bei Homer der Ida »der Ernährer der Quellen« heißt oder in »Hermann und Dorothea« der Quell nach seinem Wesen »der rinnende«. Risler, Rislere(n) ist nicht selten für Orte, wo der Boden rutscht, wo Sand und Kies herabrieselt, ähnlich Rutscher. Fallere(n) als Name eines Waldes ist »die Fallende«. Chnül(w)-Bräche(n), Wei(n)-Bräche(n), d. h. schlechte Bergstraßen oder -pfade, sind wörtlich »Brecherinnen der Kniee oder Beine«; eine steile Halde mit dem Namen Schaf-Bräch ist eigentlich ein Ort, der den Schafen die Beine brechen könnte. Ein Brüel ist ein brüllender Wasserschwall, — bei Homer »der tosende Fall«, »der wirbelnde Strom«, die »rauschende Woge«, »die rollende Woge«, »das wallende Wasser«. Schieß ist ein dahinschießender Bach. Besonders sinnlich und saftig ist der Name Goryi für ein nasses Grundstück; der Boden ist da offenbar als der Gurgelnde, Aufstoßende bezeichnet oder als einer, der da unter den Füßen ächzt und gurgelt, und das Komische, das schon in der Anwendung des Zeitwortes gorze(n) auf den »toten« Erdboden steckt, wird unterstrichen durch die Kraft der Bil-

dungsfarbe -i. Bei Wättis gibt es einen Görbs-Bach (Görbs = Rülpsler). Leben, Wirksamkeit, Eigenart kommen in solchen Namen zum Ausdruck. Der Eggitwil-Fuerma(nu) für die Geschiebe führende Emme ist aus Gotthelf bekannt.

Was wir hier an volkstümlichen Ausdrücken für Naturerscheinungen nachgewiesen haben: Ver menschlichung, Befee-lung, ließe sich natürlich an Hunderten von Beispielen aus anderen Gebieten nachweisen, bei der Benennung von Tieren (Hopfger für Frosch), Pflanzen (Höderli für Buschbohnen, Zueluegeri für eine unfruchtbare Rebe), Körperteile (Schnöcherli für Nasenlöcher), Krankheiten (Chroosli für Husten) und andere Zustände (Lurggi für Rausch, Linderli für Homers »gliederlösenden Schlummer«), auch für tote Gegenstände (Läuferli für Schiebefenster) usw. Dergleichen kommt natürlich in allen Mundarten und auch in der Schriftsprache vor, hier sollte nur der Reichtum unserer Mundart gezeigt werden.

Chur.

Dr. Manfred Szadrowsky.

Vorläufer des Deutschschweizerischen Sprachvereins.

Notker III., auch Teutonicus (der Deutsche) oder Labeo (der Großlippige) zubenannt, †1022. Aus einem Brief:

Dem hochwürdigen Herrn Bischof Hugo von Sitten entbietet Notker, der Mönch beim hl. Gallus seinen Gruß. . . . Es gibt gewisse kirchliche Bücher und hauptsächlich solche, die in den Schulen gelesen werden müssen, zu deren vollem Verständnis niemand gelangt, der nicht zuvor jene (gewisse Lehrbücher) in sich aufgenommen hätte. Um unsern Schülern den Zugang zu ihnen zu erleichtern, habe ich ein fast ungewöhnliches Unternehmen gewagt, den Versuch nämlich, lateinische Schriften in unsere Sprache zu übersetzen. . . . (Boethius, Cato, Vergil, Terenz, Aristoteles, Psalter, Hiob. . .) . . . Immerhin weiß ich, daß du zuerst davor zurückschrecken wirst als vor etwas Ungewohntem. Aber nach und nach werden sie sich dir vielleicht empfehlen, und du wirst sie um so besser lesen und tiefer verstehen können, als man das, was in der fremden Zunge kaum oder gar nicht verständlich gewesen wäre, in der Muttersprache schneller begreift. . . .

Megidius Tschudi (1505—1572), Verfasser der Schweizerchronik, die als Quelle für Schillers »Tell« gedient:

Und so nun tütsche spraaeh zuo eigner gschrift gebracht, auch aller dingen worten an ivo selbs vollkommen genuog ist, so wöllend hez die tütschen Canzler, auch die Consistorischen schryber uns wider zuo latin bringen, kömmed nit ein linnen one latinische wort schryben, so sy doch der tütschen genuog hettend, machend, das menger gemeiner man, so kein latin kan, nit wissen mag, was es bedüt. . . . wöllend also unser tütsch, so ein erliche spraaeh ist, verachten, bruchind auch etwa wältsche wort. . . . Die nülwen Canzler sind so naschwyl, . . . mischind also latin und tütsch under einandren; were nülger gar latin oder gar tütsch. (Aus der »Rhaetia« 1538).

R. F. Meher. Eintrag in eine Selbstschriftenammlung:

Der Schweizer Schriftsteller soll das Bewußtsein der staatlichen Selbstständigkeit seiner Heimat und dasjenige seines nationalen Zusammenhanges mit Deutschland in gleicher Stärke besitzen. (1881.)

Aus »Huttens letzten Tagen«:

Was spricht der Geiz das liebe Deutsch nicht rein Und mischt so garst'ge fremde Brocken ein?

(Paracelsus.)